

Einige Lektionen aus dem Jom-Kippur-Krieg

Autor(en): **Weisl, Wofgang von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **140 (1974)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-48748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen in solche mit und ohne Truppe und die Durchführung auf verschiedenen Stufen zu einem weit größeren Rendement führt als die bisherigen Manöver. Die Ausschaltung unwirklicher Bilder über einen möglichen Gegner und das Bestreben, die Schulung auf allen Stufen an Stelle einer Fülle von fragwürdigen Manöverentschlüssen in den Vordergrund zu schieben, sowie ein bewußtes Schwergewicht der internen Information während des ganzen Wiederholungskurses sind psychologisch wertvolle Aspekte.

Es bedarf aber auch einer gewissen Anlaufzeit bei der Truppe, dieser Art der Schulung im großen Rahmen gerecht zu werden. Das «Manöverlen» sitzt vielen Leuten noch so sehr in den Knochen und Köpfen, daß es noch einige Zeit braucht, bis sich jedermann mit der neuen Konzeption befreunden kann. Der Start darf jedenfalls als geglückt bezeichnet werden.

Ein wesentliches Problem harret jedoch einer Lösung. Wieder einmal hat diese Korpsübung gezeigt, mit welchem enormen Arbeitsaufwand derartige Aufgaben innerhalb des Korpsstabes bewältigt werden müssen. Berücksichtigt man die Tatsache, daß solche Übungen wohl nur innerhalb von 10 Jahren durchgeführt werden können, drängt sich die Feststellung auf, daß ein großes Arbeitskapital verlorengeht, werden doch die Bearbeiter in dieser Zeitspanne wechseln und daher die Erfahrungen früherer Vorbereitungen und Durchführungen nur indirekt nutzen können. Dazu kommt die Feststellung, daß ein Korpsstab in erster Linie mit den direkt unterstellten Stäben der Heereseinheiten und allenfalls Brigaden üben muß. Es sollte auch auf der Stufe des Armeekorps das Prinzip Gültigkeit haben, wonach der vorgesetzte Stab mit dem untergebenen Stab übt, was bedeuten würde, daß derartige Übungen durch die Armee angelegt und geleitet werden müßten. Voraussetzung dazu wäre die Bildung einer permanenten Arbeitsgruppe auf der Stufe der Armee, die nicht zuletzt auch die Armeeeübungen vorbereiten und durchführen könnte, womit wiederum die Stäbe der Armeekorps entlastet werden könnten.

Zusammenfassend darf heute bereits festgestellt werden, daß sich der Versuch der neuen Form von Korpsübung in jeder Hinsicht gelohnt hat und daß zu hoffen bleibt, daß für die Zukunft die sich aufdrängenden Folgerungen daraus gezogen werden.

«Es kann Zweifel darüber nicht bestehen, daß die Verteidigung unseres Landes nur die Verteidigung unserer demokratischen Institutionen bedeutet. Die militärische Stärke der Schweiz war nie Selbstzweck, und sie wird dies auch gewiß nie werden.»

(Ständerat Raymond Broger)

Einige Lektionen aus dem Jom-Kippur-Krieg

Dr. Wolfgang von Weisl

Die wichtigste Lektion ist, im Gegensatz zu dem bekannten Aphorismus, daß der Krieg eine zu ernste Angelegenheit ist, als daß man ihn den Politikern überlassen darf. Wenn Israel 48 Stunden lang am Rand des Abgrundes gestanden hat, wenn es heute 2600 Tote zu beklagen hat, so sind daran weitgehend rein politische Entscheidungen schuld.

Zunächst ist direkt verantwortlich Golda Meir, die das letzte Wort zu reden hatte und die sowohl einen präventiven Schlag der Flugwaffe verbot als auch die Generalmobilisierung, 24 Stunden vor Kriegsausbruch. Damals funktionierte noch der Rundfunk, der erst um 15 Uhr wegen des Versöhnungstages eingestellt wurde (Israel mobilisiert unter anderem auch durch Codenachrichten im Rundfunk). Statt dessen wurde eine «Teilmobilisierung» in den Abendstunden begonnen.

Die Überlegungen der Ministerpräsidentin sind leicht zu erraten. Israel stand vor allgemeinen Wahlen, die für den 30. Oktober anberaumt waren. Die «Falken» (derzeit 25% des Parlaments) hätten eine Mobilisierung in diesem Zeitpunkt als zusätzliches Argument für ihre These ausgenützt, daß Friede mit den Arabern auf abschbare Zeit nicht in Frage kommt. Die «Tauben», die Linkssozialisten aller Schattierungen, die Frau Meir als zu militaristisch-expansionistisch anzugreifen pflegten, hätten eine solche Mobilisierung entweder als «Provokation der Araber» verurteilt, wenn es trotzdem zum Krieg gekommen wäre, oder als Wahlmanöver, wenn wegen der Mobilisierung der arabische Angriff unterblieben wäre.

So verständlich der Entschluß war, keinen präventiven Schlag zu führen, so wenig verständlich war der Verzicht auf die primitivste Vorsichtsmaßregel: *Mobilisierung, wenn der Feind mobilisiert* (auch wenn dieses unter dem Deckmantel von Manövern vor sich geht). Dreimal hat Kissinger gewarnt. Dreimal hat sich Israel damit begnügt, zu sagen, daß es «nur» Manöver sind. Dajan versuchte eine lahme Entschuldigung: Israel hätte nicht sechs Jahre lang voll mobilisiert sein können. Daran zweifelt niemand. Aber daß Israel in diesen Jahren jedesmal bei arabischen Manövern hätte Vorsichtsmaßnahmen treffen können, wäre wirtschaftlich durchaus tragbar gewesen.

Dünne *Befestigungslinien* taugen nicht viel. Die Barlew-Linie bestand aus etwa dreißig «Maosim», bombensicher ausgebauten Unterständen für etwa Kompaniestärke. Barlew sprach in einem Interview von nur zwanzig auf 160 km Frontbreite. Die Ägypter meldeten die Eroberung von vierzig Stützpunkten. Selbst wenn diese Zahl stimmen würde – es scheint, daß dreißig richtiger ist –, hieße das, daß 4 bis 5 km Abstand zwischen den Befestigungen gewesen wäre. Barlew lehnte auch die primitive Vorsichtsmaßnahme ab, längs des ganzen Kanalufers im Wasser selbst Drahtverhaue und Minenfelder anzulegen und begnügte sich mit der Errichtung hoher Erddämme, die von den Ägyptern mit Holzleitern erklommen wurden. Drahtverhaue, Minen und Gräben waren nur rings um die Maosim selbst. Das Fehlen dieser Drahtminenfelder im Wasser und am Ufer erleichterte den Ägyptern die Landung von Truppen.

Die Bauart der «Maosim» hat sich bewährt. Bei schwerstem Artilleriefire wurden nur jene Soldaten getroffen, die sich außerhalb der Befestigungen aufhielten. Die Methode, gewaltige Steinhäufen über dem Betondach zum Schutz gegen Granaten zu lagern, war richtig. Am Suezkanal konnten sich mehrere Stütz-

punkte 36 bis 68 Stunden halten. Wären die Stützpunkte so gestellt gewesen, daß je zwei sich gegenseitig hätten durch Feuer aus leichten Waffen unterstützen können, wäre die Verteidigung des Kanals viel wirksamer gewesen.

An der syrischen Front war die gleiche Art von Stützpunkten noch weniger wirksam, weil dort nicht nur mit Artillerie, sondern mit gewaltiger Übermacht von Tanks angegriffen wurde.

Der *Raketenkrieg* war von Israel lange vorhergesehen und diskutiert worden. Trotzdem kam er überraschend. Vor den SA 2 hatte der Zahal keinen Respekt. Diese Batterien waren von den israelischen Kampffliegern ohne allzu große Verluste niedergekämpft worden. Anders wurde die Lage, als die Sowjets SA 3 Batterien am Suezkanal aufstellten. Wie man gegen eine Kombination der SA 2 (gegen hochfliegende) und SA 3 (gegen tief fliegende Flugzeuge) operieren kann, war schleierhaft.

Damals – etwa Juni 1970 – entstanden *drei Pläne* im israelischen Generalstab, die in groben Zügen etwa folgendermaßen aussahen:

Plan Dajan: Da die Ägypter über eine große Übermacht an Artillerie und unbeschränkte Munition verfügen und da ihre SA 3 Raketen das israelische Kanalufer 20 bis 30 km tief beherrschen und dadurch das Eingreifen eigener Kampfflieger riskant machen, soll man ihnen den Übergang über den Kanal erlauben, bis so tief in den Sinai, daß sie nicht mehr Unterstützung der Raketenbatterien genießen, und sie dort in großer Panzerschlacht vernichten, wie 1956 und 1967.

Plan Barlew: Dajan rechnet nicht mit dem Sicherheitsrat, der Waffenstillstand verordnen wird, ehe es zur Panzerschlacht gekommen sein wird. Dann bleiben die Ägypter im Besitz beider Kanalufer. Daher darf Israel seine Präsenz am Ufer nicht aufgeben; gegen Artillerie und Raketen baut man absolut bombensichere Maosim, mit einem Minimum ständiger Besatzung, wie schon ausgeführt wurde. Artillerie und Panzer sollen eine Überquerung en masse verhindern, auch ohne opferreiche Fliegerunterstützung.

Plan Sharon (damals Kommandant der Sinaifront): Barlew hat recht, daß das Kanalufer unbedingt verteidigt werden muß. Er hat unrecht, zu glauben, daß reine Defensive genügt. Die Raketenbatterien können weder aus der Luft noch durch Artilleriebeschuß niedergekämpft werden, wohl aber durch Infanterie/Panzer-Angriff. Israel muß die Initiative an sich reißen, seinerseits den Kanal überqueren und die Raketenbatterien im Angriff unschädlich machen. Danach erst soll die Flugwaffe eingreifen.

Bekanntlich hat Barlew seine Ansicht durchgesetzt. Das Ergebnis war, daß von 105 oder 107 Flugzeugen, die Israel nach Schätzung des Pentagons in diesen 18 Tagen eingebüßt haben dürfte, 90% von der Luftabwehr abgeschossen wurden. Sowohl die syrische wie auch die ägyptische Luftwaffe blieb während der ersten Tage untätig, vermutlich um nicht die Raketenbatterien zu verwirren. Das ermöglichte, vor allem an der Golanfront, den Blau-Weißen zweierlei: die syrischen Panzer ungehindert zusammenschießen und in opferreichen Angriffen auf die Raketenbatterien einen großen Teil derselben außer Gefecht zu setzen. Als die syrischen Flieger eingriffen, war es zu spät. Im Luftkampf verloren sie, vorsichtig gerechnet, sechszigmal so viel Apparate wie Israel. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so grotesk, war das Ergebnis der Luftkämpfe über dem Kanal. (Insgesamt verlor Israel im Flugkampf an beiden Fronten 7 Flugzeuge.)

Trotz der ungeahnten Menge verschossener Raketenmunition waren die Batterien doch nicht unangreifbar aus der Luft. Für die Israelis war der Verlust von 80 oder 100 «Phantom», «Skyhawk», «Mirage» im Kampf gegen diese Raketen sehr schmerzhaft. Aber als Preis für Luftherrschaft war der Verlust nicht zu

hoch. Mit anderen Worten: Tüchtige und kaltblütige Flieger können auch mit Raketenbatterien fertig werden.

Eine sehr schmerzliche Überraschung war für die Israelis die massenhafte Verwendung der *Infanterie-Antitankwaffen*, die «Sagger», von den Russen «Liutka» genannt. Die «Liutka» wird von einem Mann «in einem Koffer» getragen, vor dem Kampf auf den Boden gestellt, von zwei Mann bedient, abgefeuert. Es ist eine ungenaue Waffe. Schießversuche mit erbeuteten russischen «Liutkas» ergaben viel schlechtere Trefferzahlen als mit entsprechenden amerikanischen Antitank-Waffen, wie ausdrücklich verzeichnet sei. Aber was an Exaktheit des Schießens fehlte, machte die Masse wett. Es kam am zweiten Tag der Kanalüberquerung gar nicht zu den Panzerduellen, wie der israelische Panzerkommandant Mandler geplant hatte. Seine Tanks stießen auf feindliche Infanterie, die weit vor den ägyptischen Panzern postiert war und bei der – wenn man den Erzählungen glauben will – auf je drei oder vier Mann eine solche Kofferrakete kam. Zwei israelische Panzerbrigaden wurden schwer angeschlagen, General Mandler selbst von einer Rakete getötet. Der Zahal mußte lernen, gegen diese Infanterie seinerseits Artillerie und auch Infanterie einzusetzen. Erst nachdem die «Sagger»-Infanterie geschlagen war, kam es zu den programmgemäßen Kämpfen von Panzern gegen Panzer, bei denen die Israelis gut abschnitten.

Das israelische *Sanitätswesen* hat sich vortrefflich bewährt. Die Bataillonsärzte waren nicht hinter, sondern bei der Kampftruppe, leisteten nicht nur Erste Hilfe, sondern operierten manchmal unter feindlichem Feuer. Ebenso wurde beim Abtransport durch Helikopter noch im Flugzeug weiter ärztlich behandelt, so daß die Verwundeten zum allergrößten Teil bei der Ankunft im Etappenspital sofort operiert werden konnten. Wenn Israel am 7. November zwar 1854 Tote, am gleichen Tag aber nur mehr 1800 Verwundete in Spitalbehandlung hatte, so hat sich der Einsatz der Ärzte an der Front gelohnt. Hingegen waren noch nie so viele Ärzte gefallen oder im Helikopter abgeschossen worden wie in diesem Krieg.

Eine überraschende Rolle spielte die kleine *israelische Marine*, die ausschließlich ihre Raketenboote gegen die vielfach überlegenen ägyptischen und syrischen Flotten einsetzte. Der ägyptische General Ismail Mahmud Ali gab an, Israel habe bei seinen fast täglichen Angriffen auf Häfen im Mittelmeer und Syrien 23 Schiffe verloren. Die tatsächlichen Verluste der Zahal-Marine sind 3 Soldaten; das einzige Schiff, das verlorenging, war ein Petroleumtanker, der auf eine Mine stieß. Hingegen haben die Blau-Weißen 13 russische Raketenboote versenkt.

Die «Gabriel»-Rakete des Zahal hat sich bewährt. Hingegen zeigte es sich, daß die Raketenboote Israels, auch wenn sie den Sowjetmodellen überlegen waren, nicht ausreichen, Israels Sicherheit zu garantieren. Ihr Aktionsradius ist zu klein, die Blockade bei Bab el-Mandeb zu verhindern, und den Seeweg in den Indischen Ozean offenzuhalten.

Jordanien ist bekanntlich in den Krieg (durch Entsendung von 7000 Mann an die syrische Südfront) eingetreten. Aber der Reiseverkehr über die Jordanbrücke ging und geht weiter. Noch bemerkenswerter mag sein, daß die 650000 Palästinenser des Westufers und die 350000 des Gazastreifens bis Anfang Dezember vollständig ruhig blieben. Ihre einzige Reaktion auf den Krieg war, daß die 60000 oder 70000 Araber dieser Gebiete, die bis zum Jem Kippur in Israel gearbeitet hatten, zum großen Teil zu Hause blieben, was sich allerdings in der Landwirtschaft wie bei der Bauindustrie sehr fühlbar machte.

Im Monat Oktober erreichte die *Einwanderung* nach Israel den höchsten Stand seit vielen Jahren: 5300 Juden kamen während dieses Krieges ins Land.